

Seite 3



Edison Kabenga, ein ruandischer Bauer, mit seinen Kühen, die am Waldrand grasen. Kabenga kam vor 17 Jahren hierher, als der Wald fast verschwunden war.

DAVID EHL

Der Gishwati-Wald in Ruanda war vor 50 Jahren noch riesig. Dann wurden 98 Prozent gerodet, um Platz zu machen für die Menschen und die Landwirtschaft. Jetzt wächst der Forst wieder. Die Geschichte einer Versöhnung von Mensch und Natur

Von David Ehl, Gishwati Forest

Wenn der Hüter des Waldes aus seinem Büro tritt und auf der Wiese ein paar Schritte nach rechts geht, blickt er auf ein Meer aus Bäumen. Das ist der Gishwati-Wald. Früher war er noch größer, sehr viel größer. „Der Wald reichte bis dort hinten, bis zum Mount Karisimbi“, sagt Thierry Aimable Inzirayineza. Am Horizont ist Ruandas höchster Berg weit weg im Dunst kaum zu erkennen. „Sogar hier, wo wir gerade sitzen, war Wald.“

Inzirayineza, 32 Jahre alt, koordiniert die Forest of Hope Association (FHA), die sich den Schutz des Gishwati-Waldes im Westen Ruandas zur Aufgabe gemacht hat. Als die Organisation den Wald übernahm, war dessen Zustand mehr als besorgniserregend. Über Jahrzehnte hatten Anwohner, Regierung und westliche Geldgeber die artenreiche Natur zerstört. Zwischenzeitlich waren nur noch zwei Prozent übrig von dem Wald, der auf der Wasserscheide zwischen den großen afrikanischen Strömen Kongo und Nil liegt.

Inzirayineza hat zwei Stühle auf die Wiese gestellt, um vom Gishwati-Wald zu erzählen, davon, wie er verschwand, und davon, wie es gelungen ist, ihn wieder aufzuforsten. Ohne diejenigen, die am Wald wohnen, wäre das nicht gelungen. Wer die Natur retten will, muss auf die Einsicht der Menschen setzen. Und immer wieder nachschauen, ob die Einsicht von Dauer ist.

Mehr als die Hälfte der Einwohner hier, in Ruandas Westprovinz, sind Kleinbauern. Anders als viele Farmer in Südamerika, wo immer neue Brandrodungen zu einer ausgewachsenen Katastrophe führten, pflegen die Bewohner der umliegenden Dörfer heute eine gute Nachbarschaft vom Gishwati-Wald. Auch dank Inzirayinezas Arbeit wächst der Wald, der nicht nur als Schutzraum für die bedrohten Schimpansen wichtig ist, heute wieder.

98 Prozent Kahlschlag

Vor gut 50 Jahren erstreckte sich der Wald noch auf 28 000 Hektar, das ist ein Drittel der Fläche Berlins. Dann begann die ruandische Regierung, unterstützt von der Weltbank und europäischen Entwicklungsfonds, mit der Rodung: Auf dem kahlgeschlagenen Land wurden Rinder gezüchtet, Kartoffeln angebaut und später auch zahllose Eukalyptusbäume als Brennstofflieferanten gepflanzt.

In Ruanda, das muss man wissen, um diese Entwicklung zu verstehen, ist Boden eine knappe Ressource; 12,4 Millionen Einwohner teilen sich eine Fläche, die kleiner ist als Brandenburg. Ruanda ist das am dichtesten besiedelte Land des afrikanischen Kontinents, Tendenz steigend.

Nach dem Genozid der damals herrschenden Gruppe der Hutu an ihren Tutsi-Nachbarn 1994 und dem anschließenden

Machtwechsel kehrten viele Tutsi aus Ruandas Nachbarländern zurück. Um Platz für rund 2 000 Familien zu schaffen, wurde der Gishwati-Wald weiter abgeholzt. 2002 erstreckte er sich gerade einmal noch über 600 Hektar, 98 Prozent des ursprünglichen Waldes waren vernichtet.

Wegen des Genozids hatten westliche Geldgeber ihre Zahlungen an das arme Land gestoppt. Als sich die Lage unter dem neuen Präsidenten Paul Kagame wieder stabilisiert hatte, wurden neue Programme aufgelegt, die eine „rationale Nutzung“ der Ressourcen mit dem Umweltschutz verbanden. Der Gishwati-Wald wird seit dem Jahr 2002 geschützt und mit heimischen Baumarten erweitert. Den staatlichen Programmen schlossen sich auch US-amerikanische Naturschutzorganisationen und Spender an. Als infolge der Finanzkrise die Mittel gekürzt wurden, gründeten die ruandischen Mitarbeiter vor Ort ihre eigene NGO, die Forest of Hope Association. Auch sie ist von Spenden hauptsächlich aus den USA abhängig.

Ganz allmählich ist der Wald auf seine aktuelle Fläche von etwas mehr als 1 500 Hektar herangewachsen. 2015 wurden die Waldgebiete von Gishwati und Mukura gemeinsam zu Ruandas vierten Nationalpark erklärt, in wenigen Jahren sollen die Touristen kommen.

Auf geht es, hinein in den Forst, oder zumindest an seinen Rand, mit dem Bus ins Dörfchen Kinihira. Dort kennt wirklich jeder Thierry Aimable Inzirayineza, den FHA-Koordinator. Smalltalk-Sätze werden hin und her gerufen, Inzirayineza verlangsamt seinen Gang dabei nicht. Erst bei Edison Kabenga bleibt er stehen.

Kabenga ist Kleinbauer, er ist vor 17 Jahren hierher gekommen, als die Waldfläche auf ihrer kleinsten Ausdehnung angekommen war. Seitdem seien die Anwohner immer zahlreicher geworden, sagt Kabenga. Das habe ihm aber nicht zum Nachteil gereicht, sagt der 65-Jährige, er besitzt sogar genügend Land, um Wechselwirtschaft zu betreiben: An dem Abhang, wo gerade die 15 Kühe grasen, will er bald Mais pflanzen und die Kühe auf den nächsten Abschnitt schicken. Nach der Mäusernte gibt er dem Boden Zeit, sich zu erholen, bevor er die Kühe wie-

der dorthin schickt. Kabenga sagt, die bescheidene Aufforstung in der Gegend habe bereits positive Folgen gehabt. „Wir bekommen wieder genug Regen hier.“ Weil jeder Baum täglich Hunderte Liter Wasser verdunstet, trägt der wieder wachsende Wald zu einem stabileren Mikroklima mit regelmäßigeren Niederschlägen bei. „Das bedeutet genug Gras für die Kühe, mehr Kuhdung, und schließlich fruchtbarer Boden“, erklärt Kabenga.

Zum Schutz des Gishwati-Waldes gibt es eine Pufferzone, in der landwirtschaftliche Aktivitäten beschränkt sind. Trotzdem stünden 80 Prozent der Bauern dem Schutz generell positiv gegenüber, sagt Inzirayineza. Das erklärt er sich mit Verbesserungen, die auch

Wildtieren verwüstet werden, geben seine Mitarbeiter Ratschläge, welche Nutzpflanzen die Tiere in Frieden lassen – zum Beispiel Kartoffeln. Oder sie zeigen den Farmern, wie sie sich mit Bienenkörben einen kleinen Zusatzverdienst erwirtschaften, den sie wiederum in einen Zaun rund um ihr Feld investieren können. Außerdem bekommen Bauern, die mit der FHA zusammenarbeiten, ein Handy und jeden Monat etwas Prepaid-Guthaben.

Es ist allerdings nicht so, dass alle Kleinbauern sofort profitieren. Inzirayineza führt zum Haus von Marie Utumuliza. Sie lebt dort mit ihren sechs jüngeren Kindern, die beiden Ältesten sind zum Studieren in der Hauptstadt Kigali. Utumuliza, 44, kam vor 18 Jahren nach Kinihira, da war das Dorf gerade gegründet worden. Ihr kleiner Acker wurde der Pufferzone des Waldes zugeschlagen, sie darf ihn nur eingeschränkt bewirtschaften. Zur Entschädigung hat sie eine Ziege und eine Kuh bekommen, aber bislang noch kein Geld. Sie hält sich als Verkäuferin an der Straße über Wasser. Inzirayineza beeilt sich zu sagen, es seien noch Kompensationszahlungen geplant. Utumuliza erklärt, sie sei froh über die Naturschutzmaßnahmen und hoffe, dass sie zukünftig auch Jobs brächten.

Im Nationalpark selbst sind Kühe und andere Nutztiere tabu. Es ist verboten, sie dort weiden zu lassen. Und genau das sei der häufigste Verstoß gegen die Parkregeln, sagt Inzirayineza. Für Forests of Hope sind sechs sogenannte EcoGuards im Wald unterwegs, einer von ihnen ist Alex Rzindana. „Wenn wir jemanden bei etwas Verbotenem erwischen, versuchen wir zuerst herauszufinden, ob es Unwissenheit oder Absicht war“, sagt der frühere Soldat, der die Armee verließ, um seine Familie öfter zu sehen. „Beim ersten und zweiten Mal klären wir ihn auf. Beim dritten Mal sprechen wir mit dem Dorfoberhaupt – der entscheidet dann, ob jemand bestraft werden soll.“

Die lokalen „Chiefs“ haben vergleichsweise viel Autorität, zumal Ruanda vom Präsidenten bis ins kleinste Dorf hierarchisch organisiert ist. Beim Aufklären gehe es vor allem darum, die Zusammenhänge des Ökosystems und den Wert von Naturschutz zu vermitteln.



Kleinbauer Kabenga hervorhebt: Vor zwei Jahren wurde die Straße, die Kinihira mit den umliegenden Orten und schließlich mit den Städten Gisenyi und Kibuye verbindet, ordentlich ausgebaut und asphaltiert. Den Bauern eröffnet sie die Möglichkeit, ihre Erträge auf dem Markt zu verkaufen. Sie erleichtert auch die Anfahrt zu einer ebenfalls neu gebauten Milch-Sammelstelle, wo Kleinbauern wie Kabenga ihre frisch gemolkene Milch in Zahlung geben können.

Inzirayineza nennt die Zusammenarbeit mit den Farmern „community based approach“. Auf Feldern, die immer wieder von

Das zweithäufigste Vergehen, sagt Thierry Aimable Inzirayineza, sei das illegale Schlagen von Feuerholz. Das dritte ist ein recht neues Phänomen: „Illegaler Bergbau ist zum Problem geworden, wir hatten plötzlich sieben bis zehn Fälle pro Monat“, sagt Inzirayineza. In der Gegend gibt es Coltan-Vorkommen; das Erz wird als Rohstoff für die Elektronik-Industrie immer wertvoller. Auch im Wald seien einige Löcher gegraben worden, „groß genug, dass 30 Menschen reinpassen“. Auch diesmal wurden die Täter beehrt, Wiederholungstäter verpflichteten sich schriftlich, sich künftig an die Regeln zu halten. In einer großen Gemeinschaftsaktion erfüllten die FHA-Mitarbeiter gemeinsam mit Menschen aus den umliegenden Dörfern die Gruben: Jeden letzten Sonnabend im Monat ordnet die autoritäre Regierung ein sogenanntes „Umuganda“ an – einen landesweiten Aufräum- und Arbeitseinsatz, bei dem vom Arbeitslosen bis zur Abgeordneten alle anpacken müssen.

Die Maßnahmen hätten bereits Erfolg gezeigt, sagt Inzirayineza: „Inzwischen berichten unsere EcoGuards nur noch von zwei Vorfällen pro Monat.“

Der Schimpanse lockt

Gerade haben die Waldwächter ihre Aufgabe offiziell an das Rwanda Development Board (RDB) übertragen, eine Regierungsbehörde, die unter anderem die vier Nationalparks verwaltet. Sie will die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung weiterführen. „Man kann so ein kleines Waldstück gar nicht schützen, ohne die Anwohner ins Boot zu holen“, sagt Eugene Mutangana, der für das RDB von Kigali aus den Prozess leitet.

Ein Vertrag mit einer Tourismusagentur ist unterschrieben, das erste Gästehaus steht. Mutangana sagt, die Schimpansen sollen womöglich GPS-Tracker erhalten, damit Touristen sie auch zu Gesicht bekommen, „denn der Schimpanse ist unser wichtigstes Produkt hier“. Die Population hat sich, genau wie der Wald, etwas erholt. „Wir schätzen, es dauert noch zwei bis drei Jahre, bis wir sagen, wir haben ein touristisches Produkt, das bereit ist für die Öffentlichkeit.“

In den Dörfern, die an den Gishwati-Wald angrenzen, verspricht man sich von den Besuchern und ihrem Geld den großen Aufschwung. Wie dem Wald und den Affen der Tourismus bekommt, wird sich zeigen – auf jeden Fall wird es ihnen besser ergehen als in den Jahren der massiven Rodungen.

Die Recherche wurde von der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung unterstützt.



David Ehl hat als Pfadfinder von klein auf viele Wälder Europas bewandert.